

**Linguistische  
Arbeiten**

**391**

Herausgegeben von Hans Altmann, Peter Blumenthal, Herbert E. Brekle,  
Gerhard Helbig, Hans Jürgen Heringer, Heinz Vater und Richard Wiese



*Helmut Weiß*

# Syntax des Bairischen

Studien zur Grammatik  
einer natürlichen Sprache

Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 1998



Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

**Weiß, Helmut:** Syntax des Bairischen : Studien zur Grammatik einer natürlichen Sprache / Helmut Weiß. –  
Tübingen : Niemeyer, 1998  
(Linguistische Arbeiten ; 391)

ISBN 3-484-30391-3      ISSN 0344-6727

© Max Niemeyer Verlag GmbH, Tübingen 1998

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Printed in Germany.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt

Buchbinder: Nadele Verlags- und Industriebuchbinderei, Nehren

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Danksagung .....	IX
<b>I. Der Begriff 'natürliche Sprache' als generativer Grundbegriff.....</b>	<b>1</b>
1. Klärung der Begriffe.....	1
1.1. Dialekt vs. Hochsprache: Differenzen .....	1
1.1.1. N1- vs. N2-Sprachen.....	1
1.1.2. Natürlicher vs. seminaturlicher Sprachwandel .....	4
1.2. Dialekt vs. Hochsprache: Interferenzen .....	10
1.3. Exemplifizierung der Begriffe: Hochdeutsch vs. Dialekte.....	12
2. Gegenstand und Methode.....	15
<b>II. Eine kurze Satz- und Phrasensyntax des Bairischen.....</b>	<b>25</b>
1. Einleitung.....	25
2. Satzsyntax.....	26
2.1. Der CP-Komplex .....	27
2.1.1. Das Reis'sche Dilemma.....	27
2.1.2. Von unechten und echten Doppel-COMPs .....	33
2.1.3. Fokuskonstruktionen.....	36
2.2. Der Restsatz.....	41
2.2.1. Zur Abfolge nominaler Satzglieder .....	41
2.2.2. Verbalkomplex .....	50
2.2.3. Das Nachfeld .....	55
2.3. Von V/1-Sätzen, subjektlosen Sätzen etc.....	58
2.4. Aktivsätze ohne Agens.....	61
2.5. Lack of Agreement (Diskordanz) .....	64
2.6. PPs als Subjekte .....	68
3. Phrasensyntax.....	69
3.1. Die Determiner Phrase (DP) .....	69
3.2. Einige weitere Phänomene.....	84
<b>III. Die Pronominalsyntax des Bairischen .....</b>	<b>85</b>
1. Exposition.....	85
2. Datenlage.....	87
2.1. Serialisierung.....	88
2.2. Bewertung der Daten .....	90
3. Daten aus anderen deutschen Dialekten .....	91
4. Syntaktische Analyse.....	95
4.1. Die Wackernagel-Position und die Struktur des Mittelfeldes .....	95
4.2. Einzelne Besonderheiten.....	101

## VI

4.2.1.	<i>es</i> .....	101
4.2.2.	<i>man</i> .....	106
4.2.3.	Die Höflichkeitspronomina .....	107
4.2.4.	Clitic-climbing (Fernklise).....	108
4.2.5.	Clitic-doubling.....	113
4.2.6.	COMP-Flexion und Pro-drop .....	116
4.2.7.	Einige weitere Erscheinungen.....	133
5.	Erklärungen für die Klitisierung .....	137
5.1.	Allgemein.....	137
5.2.	Für das Bairische .....	138
5.3.	Schwachtonige Pronomina als Klitika.....	147
5.4.	Eine minimalistische Analyse .....	153
IV.	Negationssyntax: Die Doppelnegation im Bairischen .....	167
1.	Exposition.....	167
2.	Diachronie und Jespersens Zyklus.....	169
3.	Typologie.....	180
4.	Die Negation im Bairischen .....	182
4.1.	Negationsausdrücke .....	182
4.2.	Funktion der doppelten Negation .....	185
4.2.1.	DN als Skopus- und Fokusmarkierung .....	186
4.2.2.	Quantifikation und Negation .....	188
Exkurs:	Referenz, Denotation (etc.) und INQs.....	196
4.3.	Syntax der doppelten Negation.....	197
4.3.1.	NC als NEG-Absorption .....	197
4.3.2.	Das Neg-Kriterium .....	198
4.4.	Die doppelte Negation im Bairischen .....	200
4.4.1.	Struktur der NegP .....	200
4.4.2.	Mehrfachnegationen .....	204
4.4.3.	Zur Adjazenz zwischen Negator und Verb .....	207
4.4.4.	Die Funktion der doppelten Negation .....	213
4.4.5.	Das Lexem <i>koa</i> im Bairischen.....	221
4.4.6.	Die Syntax der einfachen Negation .....	226
5.	Resumee .....	228
IV.	Der bairische Infinitiv.....	231
1.	Einleitung.....	231
1.1.	Forschungssituation und Untersuchungsaufbau .....	231
1.2.	Über das Verhältnis von <i>zum</i> und <i>z'</i> .....	235
2.	Das ältere System.....	239
2.1.	Typ I.....	241
2.2.	Typ II und III.....	247
2.3.	Typ VI: Argumentinkorporation .....	252

2.4.	Typ V .....	255
2.5.	Typ IV .....	262
2.6.	Zwischenresumee .....	263
3.	Das neue System .....	265
4.	Zusammenfassung .....	274
<b>Literatur</b>	.....	<b>277</b>



## Vorwort und Danksagung

Like a bird on the wire  
Like a drunk in a midnight choir  
I have tried in my way to be free  
L. Cohen, *Bird on the wire*

Ich möchte an dieser Stelle die Gelegenheit nutzen, um all jenen Menschen Dank auszusprechen, die es mir in der einen oder anderen Weise ermöglicht haben, diese Arbeit zu einem glücklichen Ende zu bringen. An erster Stelle sind meine Mutter, mein allzu früh verstorbener Vater, meine Geschwister und ihre Familien zu nennen, ohne die ich nicht geworden und geblieben wäre, was ich bin. Dafür recht herzlichen Dank!

Ohne meine Freunde, allen voran die Dobnigs (Edeltraud & Peter, Hanna & Lena, inkl. Poldi), Lyih-Peir, Mike & Evi, Paul & Almut, Gerald, Bernhard & Susi, Andreas, Johannes, Nicole und viele andere, hätte ich diese mühsame Arbeit mit Sicherheit nie durchgestanden und vollenden können. Ihre Freundschaft hat mich davor bewahrt, das schöne Leben jenseits der Wissenschaft zu vergessen. Ich hoffe, ich kann mit ihnen und auf sie noch viele gute Gläser Wein trinken! Sie alle haben, jeder auf seine Weise, besonderen Dank verdient.

Den Kollegen vom Regensburger Lehrstuhl für Allgemeine Sprachwissenschaft (Herbert E. Brekle und seinen jetzigen sowie ehemaligen Mitarbeitern) möchte ich dafür danken, daß sie ein angenehmes und anregendes Arbeitsklima geschaffen haben, das mir und meiner Arbeit immer förderlich war. Prof. Brekle sei für sein Verständnis und vielerlei Anregungen gedankt. Großer Dank gebührt schließlich meinen Korrekturlesern, Jürgen Reischer und Bernhard Staudinger, für die Mühe, der sie sich bereitwillig und verlässlich unterzogen haben.

Regensburg, im April 1998



# I. Der Begriff 'natürliche Sprache'

## 1. Klärung der Begriffe

### 1.1. Dialekt vs. Hochsprache: Differenzen

#### 1.1.1. N1- vs. N2-Sprachen

In der generativen Grammatikschreibung dürfte Einigkeit bestehen, daß ihr Objektbereich mit dem etwas vagen Begriff 'natürliche Sprache'<sup>1</sup> annäherungsweise bestimmt werden kann. Dies zu leugnen, ließe auf die absurde, d.h. faktisch nicht zutreffende Behauptung hinaus, die generative Grammatik befaße sich mit künstlichen Sprachen. Da der Sachverhalt damit derart offensichtlich ist, erübrige sich eine weitere Auseinandersetzung mit dem Begriff 'natürliche Sprache'. Dabei ließe sich der Begriff durch geeignete Restriktionen durchaus so definieren, daß man zu den üblichen, m.E. noch wenig präzisen Sprachbegriffen einen zur Hand hätte, der in der praktischen Arbeit der generativen Grammatik - z.B. in Arbeiten über das Deutsche, Englische, Italienische etc. - nutzbringend angewandt werden könnte.

Die zugrundeliegende Logik meines Vorschlags ist einfach und stützt sich nur auf bekannte und unkontroverse Annahmen: Gegenstand der generativen Grammatik ist die sog. I-Sprache bzw. I-Grammatik (für interne Sprache/Grammatik), die sich aus der Kompetenz eines native speaker ergibt und idealiter das Regeln-und-Prinzipien-System darstellt, das als im Gehirn dieses Sprechers repräsentiert vorgestellt wird (Chomsky 1986b: 21-46). Nach Chomsky (1986b: 22) ist die Grammatik eine "theory of the I-language, which is the object under investigation". Notwendige und hinreichende Bedingung einer I-Sprache, so läßt sich extrapolieren, ist somit, daß sie eine Sprache ist, die unter den gegebenen und empirisch feststellbaren Bedingungen des Primärsprachenerwerbs<sup>2</sup> von (einer signifikant großen Anzahl von) Kindern erworben wird (Chomsky 1986b: 23). Daß dies tatsächlich eine notwendige Bedingung ist, ergibt sich aus dem Lernbarkeitskriterium, das ansonsten ohne Relevanz für die Theorie wäre. Sie ist auch hinreichend, da sich die generative Grammatik mit I-Sprachen/Grammatiken befaßt, die per definitionem Sprachen/Grammatiken von native speakers sind. Alle übrigen, insbesondere formalen Eigenschaften sind, sofern nicht kontingent, Konsequenzen daraus. Das in der Definition verwendete

---

<sup>1</sup> Wenn im folgenden einfachheitshalber von natürlichen Sprachen die Rede ist, sind selbstverständlich immer natürliche menschliche Sprachen gemeint. Tierische Sprachen bzw. Kommunikationssysteme sind ebenfalls natürlich und, wie neuere Forschungen (cf. Cheney/Seyfarth 1994) zeigen, in ihren entwickeltsten Formen (etwa bei den Primaten) nur graduell, aber nicht kategoriell von der menschlichen Sprache zu unterscheiden, wobei das entscheidende Kriterium nicht das Vorhandensein bzw. Fehlen von Syntax sein kann.

<sup>2</sup> Zum Spracherwerb vgl. Fanselow/Felix I, 101-141.

Lernbarkeitskriterium ist außerdem empirisch überprüfbar und damit von theoretischen Vorannahmen unabhängig.

Die das Objekt einer Untersuchung ausmachende I-Sprache/Grammatik ist nicht identisch mit der Universalgrammatik (UG): diese spezifiziert die Prinzipien, welche sich nach Chomsky (1986b: 23) aus der biologischen Ausstattung des Menschen ableiten lassen und sich - von der Linguistik als abstrakte Theorie rekonstruiert - als Theorie sämtlicher I-Sprachen und als Ausgangszustand (*initial state*) des Spracherwerbs interpretieren lassen (cf. Chomsky 1986b: 23, 26). Dagegen ist die I-Sprache eine konkrete, parametrisierte Version der UG, enthält also bereits durch Setzung der Parameter entstandene einzel-sprachspezifische Komponenten (Chomsky 1986b: 26, 46). Dieser Bereich ist die Kerngrammatik, das "sprachliche Wissenssystem, wie es durch die UG festgelegt wird" (Haider 1993b: 635).

Da die I-Sprache als internalisiertes, im Gehirn repräsentiertes Wissen der gesamten Sprachverwendung zugrunde liegt, kann sie nicht auf die Kerngrammatik beschränkt sein, sondern muß auch die Peripherie umfassen. So jedenfalls interpretiere ich Chomskys (1986b: 46) Bemerkung, daß die I-Sprache als ein Regelsystem jedem wohlgeformten Ausdruck eine Struktur zuweisen können muß. In der Peripherie befinden sich die Phänomene, die nicht durch die UG-Prinzipien gesteuert werden, etwa "durch Normierung konservierte historische Relikte, nicht systemkonforme Entlehnungen und Erfindungen, z.B. aus der poetischen Verfremdung sprachlicher Mittel" (Haider 1993b: 635). Haider (1993b: 636) nennt als Beispiele für die deutsche Peripherie: subjektlose Verben mit Akkusativobjekten (*gelüsten, schaudern*) oder Verben mit doppelten Akkusativobjekten (*lehren, abfragen*). Vorausgesetzt, daß die Kompetenz eines native speakers auch periphere Formen wie die genannten einschließt, folgt, daß die I-Sprache aus Kerngrammatik und Peripherie besteht.

Da der Begriff von I-Sprachen/Grammatiken durch das involvierte Epitheton 'intern' auf Individuen eingeschränkt ist, eignet er sich m.E. dann nicht, wenn es um konkrete Sprachen geht, die ja im Normalfall mehreren Sprechern gemeinsam sind.<sup>3</sup> Genau genommen gibt es so viele I-Sprachen wie tatsächliche Sprecher auf der Welt - nach Chomsky/Lasnik (1993: 507) steht "I" für intern, individuell (und intensional) - und die ideale Forschungssituation ist bei enger Auslegung der generativen Begrifflichkeit und ihrer Implikationen eigentlich die, bei der ein Sprachwissenschaftler genau einen Sprecher - ob letzterer mit ersterem identisch ist, steht dabei nicht zur Debatte - als Forschungsgegenstand hat. Dies ist natürlich eine reichlich absurde Vorstellung. Auch eine Formulierung wie 'Deutsch, Englisch etc. sind I-Sprachen' scheint mir eine *contradictio in adjecto* zu sein, obwohl selbstverständlich nicht zu leugnen ist, daß in den Köpfen von Deutsch-, Englisch-Sprechern usw. ausschließlich und notwendigerweise I-Grammatiken vorhanden sind. Der Begriff I-Sprache ist also ebenso problematisch wie der Begriff E-Sprache, gegen den Chomsky (1986b: 19ff.) zurecht argumentiert. Aus diesem Grund plädiere ich für den traditionelleren Begriff 'natürliche Sprache', der notwendig und hinreichend durch das oben genannte Kriterium des Primärspracherwerbs (erworben als Erstsprache mit allen

---

<sup>3</sup> Daher es auch sowas wie konsensuelle Normierung von individuellen I-Sprachen geben wird.

Implikationen daraus) expliziert ist (hinfort L1-Kriterium genannt). Man kann es auch so sagen: Natürliche Sprachen sind E-Sprachen (externe Sprachen), da spatio-temporal lokalisierbar, die aber "extensional identisch mit einer I-Sprache sind, und zwar in dem Sinne, daß die E-Sprache ein Derivat der I-Sprache ist" (Fanselow/Felix I,46). E-Sprachen sind im Grunde der Output von I-Sprachen.<sup>4</sup>

Nicht-natürliche Sprachen sind Sprachen, die das L1-Kriterium nicht erfüllen, obwohl sie sonst alle Eigenschaften, die jemals mit natürlichen Sprachen in Verbindung gebracht wurden, aufweisen können (ansonsten handelte es sich um unnatürliche, künstliche Sprachen, und zu diesen gehören z.B. sämtliche formalen Sprachen der Logik, Computersprachen, Welthilfssprachen etc., cf. Lyons 1991: 50f.). Der Unterschied von natürlichen und nicht-natürlichen Sprachen besteht also allein darin, daß erstere *natürlich* erworben werden und letztere nicht (sondern z.B. auf Schulen, also instruktivistisch, und dann auch häufig noch im Zusammenhang mit Schreiben- und Lesenlernen). Es liegt auf der Hand, daß Grammatiken natürlicher Sprachen ganz anderen Bedingungen unterliegen als diejenigen nicht-natürlicher Sprachen.

Da natürliche und nicht-natürliche Sprachen zunächst nur anhand des L1-Kriteriums divergieren, ist zu erwarten, daß letztere ebenfalls Derivate von I-Sprachen sind, wenn auch nicht unmittelbare wie natürliche Sprachen. Aus diesem Grund (und um den in diesem Kontext reichlich irreführenden Begriff 'nicht-natürlich' zu vermeiden) werde ich fortan folgende Terminologie verwenden:

- (A) N1-Sprachen (sprich: natürliche Sprachen erster Ordnung) sind unmittelbare Derivate von I-Sprachen, die das L1-Kriterium erfüllen.
- (B) N2-Sprachen (sprich: natürliche Sprachen zweiter Ordnung) sind mittelbare Derivate von I-Sprachen, die das L1-Kriterium nicht erfüllen.

N1-Sprachen im definierten Sinne entsprechen partiell dem Natürlichkeitsbegriff 3 bei Lyons (1991: 60f.), worunter er natürliche Sprachen "acquired [or acquirable] by [their] users as a normal part of the process of maturation and socialization" subsumiert. Das entscheidende Kriterium ist allerdings nicht, ob sie potentiell erwerbbar sind, sondern ob sie tatsächlich erworben werden. Denn das ist ja gerade die *differentia specifica* zu N2-Sprachen, die per definitionem so organisiert sind, daß sie auch als Primärsprachen erwerbbar sein können müssen. Daher ist nicht auf Lernbarkeit einer Sprache Nachdruck zu legen, sondern auf den Punkt, ob sie tatsächlich von einer signifikant großen Anzahl von Sprechern als Muttersprache erworben wird. Und dies ist, wie oben betont, empirisch wohl überprüfbar. N2-Sprachen sind klassischerweise Standardsprachen wie z.B. das Hochdeutsche, für die gesellschaftlich anerkannte Normen existieren, an denen man sich in bestimmten Kontexten orientieren muß. Am Beispiel des Hochdeutschen wird der genauere Status von N2-Sprachen noch zu diskutieren sein.

---

<sup>4</sup> Vgl. auch Stechow/Sternfeld (1988: 29): "Bei näherer Betrachtungsweise verflüchtigt sich nämlich der Gegensatz von E- und I-Sprache weitgehend."

Es dürfte aber an dieser Stelle schon klar sein, daß N1- und N2-Sprachen aufgrund der benannten Differenz unterschiedlichen Restriktionen unterliegen. N2-Sprachen sind, nebenbei gesagt, nicht identisch mit sog. toten Sprachen wie das Lateinische, Altgriechische oder Althebräische, für die zwar derzeit kein native speaker und daher auch kein möglicher Bezug zu I-Grammatiken mehr existiert, unfraglich aber in vergangener Zeit existiert hat. Man könnte Sprachen dieser Art auch N3-Sprachen nennen. Wie das Beispiel des Hebräischen eindrücklich zeigt, können aus N3-Sprachen ohne weiteres wieder N1- (oder N2)-Sprachen werden, wenn sie erneut dem Spracherwerb unterworfen werden.<sup>5</sup> Allgemeinstes Kennzeichen von N3-Sprachen ist das Fehlen von Sprachwandel, sie sind absolut statisch und entwickeln sich nicht mehr. Hierin verhalten sich N2-Sprachen anders, die durchaus und - wie im nächsten Abschnitt gezeigt werden soll - z.T. sogar in größerem Ausmaße als N1-Sprachen wandlungsfähig sind (in anderen Bereichen aber sind sie weit konservativer als diese).<sup>6</sup>

Die bisher explizierten Annahmen über verschiedene Natürlichkeitsgrade von Sprachen implizieren, daß N1-Sprachen den vorzüglichen Gegenstand einer generativen Syntax darstellen. Weitere Argumente dazu finden sich im folgenden sowie im Abschnitt 2. Gegenstand und Methode. Ansonsten ist festzustellen, daß innerhalb der generativen Grammatik kaum Sensibilität für dieses fundamentale Problem besteht. Daher will ich - sozusagen als raren Fund - eine Stelle aus Abraham (1995: 391, Anm. 5) zitieren, die mit meinem Plädoyer für "ersterlernte Sprechsprachen" partiell übereinkommt, auch wenn ihr Anspruch weniger weit reicht:

Die gewachsene, ersterlernte Sprechsprache mit ihren Substandardzügen ist aus methodischen Gründen als linguistisches Analyseobjekt zumindest neben, wenn nicht über die Schriftsprache zu stellen. Letztere ist besonders im Deutschen nicht nur präskriptiv normiert und sprachwandelhemmend. Vielmehr ist nur die Sprechsprache das Eingangsmaterial für Sprachwandel, Gegenstand soziolektischer Varianz - bei dem vor allem (nach Labov) Sprachwandel einsetzt - sowie Gegenstand von Pidginisierung, Kreolisierung und Sprachbundverallgemeinerung. Letztlich und deswegen erlaubt alleine die erssprachlich erworbene Sprechsprache saubere Akzeptanz- und Grammatikalitätsurteile der Sprecher, ohne daß inkonsequente normgrammatische Züge unverstanden, d.h. konzeptuell unintegriert übernommen werden.

### 1.1.2. Natürlicher vs. seminaturlicher Sprachwandel

Mit der Differenzierung von N1- und N2-Sprachen ließe sich eine weitere begriffliche Unterscheidung etablieren, die mir für eine Theorie des Sprachwandels nicht ohne Belang zu sein scheint. Ich meine den Unterschied zwischen Prozessen, die im Sinne der GB-Theorie als 'natürlich' bezeichnet werden können, und solchen, die eine 'außersprachliche' Ursache (z.B. eine bewußte Normsetzung) haben. Mit anderen Worten, mit dem Begriff der N2-

<sup>5</sup> Comrie (1990: 968): "Hebrew, a rare example of a dead language revived as a community's normal means of communication, has about 3 million native speakers in Israel."

<sup>6</sup> So existiert im Standardneuhochdeutschen, wie in vielen anderen Standardsprachen, in denen sich die Lautung nach der Schreibung richtet, faktisch kein Lautwandel mehr.

Sprache ließe sich endlich auch der Begriff der Normierung in einer vernünftigen Weise in die Theorie integrieren. Derzeit gilt noch Albrechts (1994: 213) Feststellung: "Daß Eingriffe dieser Art überhaupt auf längere Zeit erfolgreich sein können, stellt für 'Systemlinguisten' älterer und neuerer Prägung ein Skandalon dar."

Die generative Grammatik befaßt sich - so eine Standardauffassung (cf. Stechow/Sternefeld 1988) - in erster Linie mit den tieferliegenden Prinzipien der Grammatik, die als zur biologischen Ausstattung des Menschen gehörend gedacht werden. Bei dieser Betrachtungsweise sind sprachliche Fakten tatsächlich weniger relevant, interessant sind sie "nur insofern, als sie wichtige grammatische Prinzipien illustrieren" (Stechow/Sternefeld 1988: 4). Salopp formuliert: Es geht v.a. darum, was in unseren Köpfen ist, und nicht darum, was aus dem Mund kommt. Diese Beschränkung ist an und für sich gerechtfertigt. Es sollte aber nicht vergessen werden, daß auch die nur auf Prinzipien erpichten Linguisten derzeit noch keinen direkten Zugang zu ihnen haben und daher auf das angewiesen sind, was aus dem Mund kommt (Stichwort: "the judgments of native speakers", Chomsky 1986b: 36). Oder etwas seriöser formuliert: Eine Theorie natürlicher Sprachen, die nicht auf einer breiten empirischen Basis beruht, ist notgedrungen spekulativ (Haider 1995: 121), und das ist die generative Grammatik selbstverständlich nicht.

Daneben existiert aber auch ein Teil der generativen Grammatik, der sich mit den konkreten Sprachen zugrunde liegenden Prinzipien befaßt. Eine generative Syntax des Deutschen wie die von Grewendorf (1988), Haider (1993) und Abraham (1995) oder meine eigene Arbeit zum Bairischen muß natürlich in einem viel stärkeren Maße auf sprachliche Daten zurückgreifen. Von daher sind folgende Überlegungen vielleicht doch nicht ganz irrelevant für eine generative Grammatik.

In der Prinzipien&Parameter-Theorie wird Syntaxwandel "im allgemeinen verstanden als Reinterpretation von Daten beim Spracherwerb, i.e. das sprachlernende Kind abduziert aus einem sprachlichen Input X eine Grammatik, die sich von derjenigen des erwachsenen Sprechers unterscheidet" (Demske-Neumann 1994: 21f.).<sup>7</sup> Diese u.a. von Anderson (1973) und Lightfoot (1991) vertretene Auffassung ist verschiedentlich und m.E. zurecht kritisiert worden (cf. Weerman 1993: 904f.), worauf aber noch nicht weiter eingegangen werden soll, weil die Frage des starting point von Syntaxwandel in unserem Zusammenhang zunächst keine Rolle spielt.<sup>8</sup> Unkontrovers ist dagegen, daß es zwei Typen syntaktischen Wandels gibt: (1) Neusetzung eines Parameterwertes und (2) Reanalyse, d.h. "eine syntaktische Umdeutung, bei der ein- und derselben linearen Abfolge von Morphemen eine andere Struktur zugeordnet wird" (Demske-Neumann 1994: 23f.). Als Beispiel einer Reanalyse wird bei Demske-Neumann (1994: 24f.) der Abbau unpersönlicher Konstruktionen im Deutschen angeführt.

(1a) mich<sub>Akk</sub> hungarit

<sup>7</sup> Vgl. auch Lenerz (1995a). Eine Theorie des Sprachwandels wie die von Harris/Campbell (1995) ist umfassender und daher der Sprachenrealität angemessener, weil sie auch gängige Prozesse wie Entlehnung (*borrowing*) etc. berücksichtigt.

<sup>8</sup> Wäre der Primärspracherwerb die einzige Quelle syntaktischen Wandels, hätte es im (Früh)Nhd. keinen geben dürfen, da es nicht als Primärsprache erworben wurde (s.u.).

(1b) daz kint<sub>Akk</sub> hungarit

Der Abbau der Kasusmorphologie im Deutschen - in ihrem Modell ist dies eine Antezedenzbedingung - führt dazu, daß Nominativ und Akkusativ in den meisten Deklinationsklassen morphologisch nicht mehr zu unterscheiden sind, so daß in (1b) die NP *daz kint* auch als Nom interpretiert werden kann, aus der unpersönlichen wird also eine persönliche Konstruktion. In einem weiteren Schritt wird dann auch das Pronomen nominativisch realisiert:

(2a) daz kint<sub>Nom</sub> hungarit

(2b) ich<sub>Nom</sub> hungere

Diese Erklärung, die den Prozeß auf der strukturellen Ebene, wie wir annehmen wollen, korrekt erfaßt, kann allerdings nicht vollständig sein. Zum einen kann mit ihr nichts darüber ausgesagt werden, warum der Abbau unpersönlicher Strukturen auf das Hochdeutsche beschränkt ist. In einem deutschen Dialekt wie dem Bairischen sind - in diesem speziellen Fall - die morphologischen Verhältnisse identisch mit denen des Hochdeutschen (cf. 3a, b) und trotzdem ist die (2b) analoge persönliche Konstruktion auch heute immer noch ungrammatisch, sofern der Satz die Bedeutung *Ich habe Hunger / Ich bin hungrig* haben soll (cf. 3c):

(3a) mi hungard

(3b) s'kind<sub>Nom/Akk</sub> hungard

(3c) \*i hungar

Wenn der Abbau der Kasusmorphologie und der daraus resultierende Kasussynkretismus eine hinreichende Bedingung sein soll, so ist völlig unerklärlich, warum derselbe Prozeß im Bairischen nicht eintritt, wo die Antezedenzbedingung identisch ist. Sie ist also nur eine notwendige Bedingung, wie die unpersönlichen Konstruktionen mit Dativobjekt zeigen, bei denen die geschilderte Entwicklung nicht zu beobachten ist.<sup>9</sup> Um den Akk-Nom-Wechsel in unserem Fall kausal erklären zu können, müßte mindestens ein weiterer Auslösefaktor gefunden werden. Z.B. könnte man durchaus wieder auf die alte Erklärung (cf. Heyse 1849,II: 17; 112) zurückkommen, daß der Änderung der Konstruktion zeitlich ein Bedeutungswandel des Verbs voran- oder doch zumindest einhergeht (und bei dem Beispiel mit *hungern* scheint mir das auch offensichtlich). Ist dem aber so, dann sind die morphologischen Bedingungen völlig unerheblich.

Um nun auch den Begriff der Normierung in die Theorie zu integrieren und damit den Begriff 'Syntaxwandel' weiter zu fassen, möchte ich Syntaxwandel, der allein auf inner-sprachlichen Prozessen beruht, schlicht als natürlichen Wandel kategorisieren, während bei Veränderungen, bei denen auch außersprachliche Bedingungen (und zwar in der Art von Normierungen) beteiligt sind, von seminaturlichem Sprachwandel die Rede sein soll.

<sup>9</sup> Allerdings gilt dies entgegen Demske-Neumann, die sich auf ein unveröffentlichtes Manuskript von Reis bezieht, m.E. nicht uneingeschränkt: cf. *mir träumte* vs. *ich träumte*.

Natürlicher Sprachwandel im Bereich der Satz- und Phrasensyntax resultiert aus Veränderungen in einzelnen Parametern oder in der Subkategorisierung einzelner Lexeme, durch den Ausfall bzw. die Neubildung bestimmter Lexeme bzw. Lexemklassen oder Morphemklassen.<sup>10</sup> Wichtig ist dabei, daß der Wandel als solcher kognitiv nicht zugänglich für die involvierten Sprecher ist, da die zugrunde liegenden Prozesse für sie nicht transparent sind (und sich im Normalfall auch über Generationen erstrecken). Im Unterschied dazu muß qua Normsetzung entstehender Wandel für die Beteiligten erkennbar sein, da sonst eine Normierung nicht möglich wäre. Darüber hinaus ist sprachlicher Wandel qua Normierung bestimmten und sehr engen Restriktionen unterworfen, es gilt:

seminatürlicher Sprachwandel ist

- (i) UG-konform, und betrifft
- (ii) nur periphere Bereiche und
- (iii) nur N2-Sprachen.

Aus Restriktion (i) erklärt sich die Bezeichnung 'seminatürlich': Normativen Eingriffe dürfen den Vorgaben der UG nicht widersprechen und sind daher 'natürlich', da der auslösende Faktor für den Wandel aber 'außersprachlich' ist, nämlich eine bewußte Setzung eines oder mehrerer Sprachbenutzer, habe ich die Bezeichnung 'seminatürlich' gewählt. Man könnte auch mit Begriffen wie Konvention arbeiten. Restriktion (ii) ist heuristisch zu verstehen, solange es an Untersuchungen mangelt, die den Einfluß der Sprachnormierung auf die Entwicklung von Standardsprachen systematisch unter der hier vorgeschlagenen Perspektivierung erforschen (cf. auch Lenerz 1985). Vermutlich werden Normierungen im wesentlichen in peripheren Bereichen der Syntax vorgenommen, betreffen also die Parameterwerte nicht, da erstere dem bewußten Zugriff zugänglicher sind als die grammatischen Kernbereiche (Stichwort: kognitiv transparent). Für das Deutsche gibt es zahlreiche Beispiele dafür, daß Normsetzungen die Sprachentwicklung determiniert haben. Aus der Phonologie ist zu nennen, daß die "Aussprache nach der Büchersprache" (Zöllner 1791 zit. nach Polenz 1994: 144), die "geredete Graphie" (Moser 1987), seit mehr als 200 Jahren keinen nennenswerten Lautwandel mehr zuläßt.<sup>11</sup> In der Morphologie ist die Restitution der Flexionsendung *-e* ein augenfälliges Beispiel (cf. Polenz 1994: 254ff.). In der Satz- und Phrasensyntax sind mögliche Kandidaten: der artikellose Gebrauch von Eigennamen, der Erhalt des Genitivs, Wegfall der Mehrfachnegation (s.u.) oder von V1-(Aussage-)Sätzen, das Verbot der Doppelbesetzung der COMP-Position (sog. DFCF)<sup>12</sup>

<sup>10</sup> Im Grunde sind unter natürlichen Syntaxwandel all die strukturell relevanten Prozesse zu subsumieren, die z.B. in der Theorie von Harris/Campbell (1995) erfaßt werden.

<sup>11</sup> Polenz (1992: 153): "Die starke Schriftabhängigkeit hat bis heute zur Folge, daß nach der früh-nhd. Umstrukturierung und der zunehmend rigoros betriebenen Standardisierung des Graphem-, Phonem- und des Flexionssystems kaum wirkliche Systemveränderungen [...] zu erwarten sind".

<sup>12</sup> Vielleicht ließe sich hier auch das Reis'sche Dilemma lösen. Im Bairischen z.B. verhindert ein optional tilgbares *daß* in eingebetteten wh-Fragesätzen Verbbewegung nach C° (cf. i), während sie in Matrixsätzen möglich ist, weil C° nicht mit *daß* besetzt ist (cf. ii):

- (i) i woas aa ned, wea (daß) iatz keema is
- (ii) Wea is iatz keema?

Für einen Versuch in dieser Richtung vgl. Kapitel II, Abschnitt 2.1.1.

usw. (Stilistische) Normierung auf syntaktischer Ebene läßt sich z.B. bei der Ausklammerung (Plazierung von Satzgliedern im Nachfeld) belegen: In einer Untersuchung zu den Verhältnissen in Nürnberg (cf. Ebert/Reichmann/Solms/Wegera 1993: 435f.) zeigt sich, daß - in Neben- und Hauptsätzen - sie im 16. Jh. "in Kanzleischriften nur sehr selten" vorkommt, während in den "Zeugnissen der Individuen [...] im allgemeinen die Häufigkeit der Ausklammerung" zunimmt. Im Kontrast zur normativen 'Ausdünnung' der Ausklammerung im Standarddeutschen zeigt sich z.B. im Jiddischen eine Zunahme derselben, die im Ostjiddischen offenbar sogar zu einem "Verzicht auf die Satzklammer" (Polenz 1992: 298) geführt hat. Im Ostjiddischen - der Grundlage der heutigen jiddischen Literatursprache - sind Sätze wie (4a-c) üblich:

- (4a) er sucht ois a buch  
 (4b) er hot oigsucht a buch  
 (4c) wen er hot oigsucht a buch (zit. nach Polenz 1992: 202)

Diese Entwicklung ist so weit gegangen, daß im modernen Jiddischen zwei Grundstrukturen existieren: eine verbinitiale (VO) und eine verbfinale (OV) (Santorini 1993). Die Normierung ist aber nicht der Grund, warum im Neuhochdeutschen diese Entwicklung ausgeblieben ist: Das Bairische, das keiner Normierung unterlag, weist zwar gegenüber dem Standarddeutschen häufiger Ausklammerungen auf, hat aber trotzdem nicht wie das Jiddische eine VO-Struktur ausgebildet.<sup>13</sup>

Restriktion (iii) leitet sich aus dem L1-Kriterium her: Normierung als Sprachmanipulation funktioniert nur (oder zumindest besser) bei Sprachen, die nicht als Erstsprachen erworben werden, weil die Durchsetzung der Norm der (bewußten wie unbewußten) Instruktion (z.B. in Lehrbüchern, Schulen, Medien etc.) bedarf. Daher ist sie bei N2-Sprachen zumindest wahrscheinlicher. N1-Sprachen wie die deutschen Dialekte, die ja nicht in der Schule vermittelt werden und in den Medien in der Regel ein Randdasein fristen, können aus diesem Grund nicht erfolgreich normiert werden (und wurden es auch nie). Ihrer Tendenz nach sind normative Eingriffe entweder konservatorisch oder innovatorisch.

An der Entwicklung der Negation im Deutschen (vgl. Kapitel IV) soll die vorgestellte Begrifflichkeit illustriert werden. Im Mhd. gab es zwei Negationstypen:

- (5a) ich entuons nicht  
 (5b) Daz es kein edele herze enbirt (Tristan, 117)

Aus Typ 1, der diskontinuierlichen Negation *en- ... nicht*, die seit dem 12. Jh. die reguläre Verneinung darstellt (Paul/Moser/Schröbler/Grosse 1982: 413), hat sich im (Früh-)Neuhochdeutschen (cf. Ebert/Reichmann/Solms/Wegera 1993: 426f.) (und in den rezenten deutschen Dialekten) die einfache Satznegation mit *nicht* entwickelt (cf. Grewendorf 1990), aus Typ 2 ist die nur in deutschen Dialekten noch vorfindliche doppelte Negation mit *kein+NP ... nicht* entstanden. Beide Entwicklungen sind natürlich, sie resultierten aus

<sup>13</sup> In einer isolierten bairischen Varietät, dem Mochenischen, das im trentinischen Val Fèrsina gesprochen wird, zeigt sich aber die gleiche VO-Tendenz, vgl. Kapitel II Abschnitt 2.2.1.

dem Wegfall des Morphems *en/n-*. Nicht natürlich, sondern bedingt durch explizite Normierung ist dagegen, daß es im Neuhochdeutschen die Möglichkeit der doppelten Negation nicht mehr gibt. Es war der 'Einfluß der Grammatiker' insbesondere des 18. Jhs., die aus logischen oder stilistischen Gründen die doppelte Negation verworfen haben.<sup>14</sup> Als Beispiele seien die entsprechenden, recht kategorischen Bestimmungen Gottscheds und Adelungs zitiert:

Die verdoppelte Verneinung, die noch im vorigen Jahrhundert bey guten Schriftstellern gewöhnlich war, um desto stärker zu verneinen; muß itzo in der guten Schreibart ganz abgeschaffet werden (Gottsched 1762: 500)

Im Hochdeutschen ist diese Verdoppelung der Verneinung fehlerhaft (Adelung 1782: 468)

Sprachmanipulation dieser Art funktioniert, wie wir wissen, bestens, umso mehr, wenn sie eine N2-Sprache wie das Hochdeutsche betrifft, die nicht dem LI-Kriterium unterworfen ist (ausführlicher dazu unten). Gottsched und seine Zeitgenossen waren sich der Tatsache durchaus bewußt, daß ihre Bestimmungen nur für die "Schreibart" Geltung hatten. Der Wegfall der doppelten Negation ist ein Beispiel für seminatürlichen Sprachwandel, da er einerseits nicht gegen Prinzipien der UG verstößt, andererseits aber auch nicht durch sprachinterne Faktoren motiviert ist.

Normierung ist, wie das Beispiel des Verbots der doppelten Negation zeigt, ein Spezialfall der bewußten Selektion: Aus einem gegebenen Reservoir mehrerer Varianten wird eine oder mehrere ausgewählt und zur Norm erhoben, während der verbleibende Rest als Regelverstoß ausgesondert wird. Neben bewußter Selektion gibt es natürlich auch Fälle unbewußter (und vielleicht auch halbbewußter) Selektion. Unbewußt ist nicht unbedingt identisch mit nicht-intentional, es meint aber soviel wie das Zustandekommen einer 'Norm' oder 'Regel' (also die Auswahl einer Variante), ohne daß die Sprachbenutzer die Norm- oder Regelsetzung explizit intendieren (also etwa im Sinne einer Invisible-hand-Theorie, vgl. Keller 1994: insbes. 95-109). Bei N2-Sprachen halte ich es durchaus für sinnvoll, den Begriff Konvention, wie Lewis (1969) ihn definiert hat, selbst auf der syntaktischen Ebene zu verwenden. Nach Lewis (1969: 42) ist - vereinfacht wiedergegeben - eine Regel R genau dann eine Konvention, wenn jeder R befolgt und von allen andern dasselbe Verhalten auch erwartet, ohne daß explizite Absprachen und in einem strikten Sinne intentionales Verhalten vorlägen. Nach dieser Handlungslogik sind m.E. zumindest einige syntaktische Phänomene des Hochdeutschen entstanden. Insbesondere für das Verschwinden der doppelten Negation scheint mir eine Konventionsbildung verantwortlich zu sein.

Die Negation ist vielleicht nur ein marginales Beispiel, es verdeutlicht aber die differierenden Mechanismen der beiden Typen des Sprachwandels. Interessant für unseren Zusammenhang ist die Unterscheidung, weil sie die theoretische Erfassung der unterschiedlichen Entwicklungsmöglichkeiten von Dialekten (N1-Sprachen) und Standardsprachen

---

<sup>14</sup> Nach Polenz (1994: 267) wurde die doppelte Negation "seit dem Humanismus nach lat. Vorbild zurückgedrängt mit der logischen Auffassung, daß zwei Verneinungen nicht verstärken, sondern aufheben".

(N2-Sprachen) erlaubt. Die historische Entwicklung eines Dialektes ist Produkt eines Prozesses natürlichen Sprachwandels, in dem sprachexterne Norm- und Idealvorstellungen, die bei der Herausbildung von Standard- und Schriftsprachen wie dem Hochdeutschen immer wieder herangezogen wurden, keine Rolle spielten. Diese Feststellung gilt unbeschadet der nun zu besprechenden Interferenzerscheinungen.

## 1.2. Dialekt vs. Hochsprache: Interferenzen<sup>15</sup>

N1-Sprachen werden als Erstsprachen erworben, weswegen sie für ihre Sprecher im kerngrammatischen Bereich nicht veränderbar sind. Sind die Parameter - so die derzeitige Standardauffassung - im Verlauf des Spracherwerbs einmal festgelegt, können sie im späteren Leben nicht bzw. kaum mehr verändert werden.<sup>16</sup> Das Modell geht mit seiner Homogenitätsannahme (vgl. dazu Lenerz 1995a) etwas an der Realität vorbei, weil nicht berücksichtigt ist, daß jeder Sprecher im Normalfall gleichzeitig über mehrere Register verfügt, zwischen denen zumeist ohne größere Probleme gewechselt wird. Die Kompetenz kann somit in Einzelfällen durchaus sehr heterogen sein: Nimmt man - um ein beliebiges, aber nicht abwegiges Beispiel zu konstruieren - jemanden, der um 1960 irgendwo in Bayern auf dem Lande geboren wurde, so ist vorstellbar, daß seine Primärsprache eine Varietät des Bairischen ist, die eben in der betreffenden Region gesprochen wird, er aber - und zwar noch innerhalb der kritischen Phase des Spracherwerbs - über Schule (und Fernsehen, Bücher etc.) auch eine (beliebige) Standardvarietät des Hochdeutschen erwirbt.<sup>17</sup> Man wird, glaube ich, so jemanden kaum als zweisprachig bezeichnen, da mundartliche und Standard-Grundlage der Kompetenz aufgrund ihrer nahen historisch-genetischen Verwandtschaft keinen echten Bilingualismus darstellen (Felix/Kühl 1982).<sup>18</sup> Seine Kompetenz ist aber auch nicht einfach oder präziser: nicht allein die eines Nur-Bairisch- oder Nur-Hochdeutsch-native-speakers, man muß eher davon ausgehen, daß sie beides (mit zahlreichen Zwischenstufen) umfaßt.

Dieser "ominöse mittlere Bereich [...] zwischen Dialekt und Standardsprache" (Mattheier 1990: 2) ist es vorzüglich, in dem es zu Interferenzerscheinungen kommt, die dann Sprachwandel in den beiden Polen bewirken können (Abraham/Bayer 1993). Einerseits

<sup>15</sup> In dieser Arbeit wird darauf verzichtet, definitorisch zwischen Dialekt/Mundart und Sprache zu unterscheiden, weil dies mit linguistischen Begrifflichkeiten nicht zu leisten und in unserem Zusammenhang allein die N1-/N2-Scheidung ausschlaggebend ist. Ansonsten gelte die Definition Uriel Weinreichs: "Eine Sprache ist ein Dialekt mit einer Armee und einer Flotte" (nach Pinker 1996: 33).

<sup>16</sup> Cf. Chomsky/Lasnik (1993: 506f.): "in the normal course of development it [the language faculty] passes through a series of states in early childhood, reaching a relatively stable state that undergoes little subsequent change, apart from the lexicon."

<sup>17</sup> Zur Sprachsituation in Bayern vgl. König et al. (1991), Zehetner (1985).

<sup>18</sup> Soweit ich die Literatur überblicke, ist dies die Standardmeinung. Allerdings sollte man bedenken, daß einerseits der Abstand zwischen Bairisch, Alemannisch etc. und Hochdeutsch nicht weniger gering ist als z.B. zwischen Deutsch und Niederländisch und daß andererseits die beiden letzteren Sprachen ebenfalls historisch nahe verwandt sind (darauf hat mich Prof. Brekle (p.c.) aufmerksam gemacht).

existieren nämlich Einflüsse vom Dialekt auf die gesprochene Standardsprache: Daraus erklärt sich z.B. das bekannte Phänomen, daß Nord- und Süddeutsche ein teilweise unterschiedliches Hochdeutsch als Standardsprache reden.<sup>19</sup> In der Soziolinguistik ist für dieses Phänomen der Terminus Standardsprechsprache gebräuchlich, zu der auch der sog. 'Regionalakzent' gerechnet wird, also die dialektgesteuerte Ausprägung derselben (Mattheier 1990). Als Interferenzerscheinung aus Dialekten bzw. dialektnahen Umgangssprachen ist m.E. auch zu verstehen, daß im modernen (gesprochenen) Hochdeutschen neben *weil*-Sätzen mit V/E(nd)-Stellung auch solche mit V/2-Stellung existieren. Diese Konstruktionen sind im Bairischen weit verbreitet (6a), finden sich aber auch in den anderen deutschen Dialekten, z.B. im Sächsischen (6b).<sup>20</sup>

- (6a) wa des hod bloadan gwoafa (Kollmer III, 72)  
 (6b) Saue nich ales ain, wail ich mus'es wider reene machen (Leipzig 1959)

Auf der anderen Seite führt der Einfluß der Standardsprache dazu, daß Dialekte sich verändern. Im Extremfall kann es zum Dialektabbau kommen (Mattheier 1990), muß es aber nicht. In Kapitel V Abschnitt 2.2. wird der Ausbau der bairischen Infinitivsyntax in diesem Sinne analysiert, d.h. daß ein Satz wie (7b) unter Einfluß des Hochdeutschen (cf. 7c) die ältere Konstruktion (7a) verdrängt.

- (7a) fang s'spein an  
 (7b) fang zum spein an  
 (7c) fang zu spielen an

Dies ist aber kein Dialektverfall, sondern ein natürlicher Sprachwandel, der m.E. auch nicht mit dem höheren Prestige des Standards erklärt werden kann, weil er den Sprechern kognitiv gar nicht zugänglich ist. Im vorliegenden Fall bleibt zudem das dialektspezifische *zum* erhalten.

Worauf es in unserem Zusammenhang in erster Linie ankommt, ist, daß Dialekte aus den bereits genannten Gründen die prototypischen N1-Sprachen sind. Sie werden als Primärsprachen erworben und nicht - wie in hohem Maße die Standardsprachen - durch Schule, Medien oder ähnliches vermittelt. Präskriptive Eingriffe gibt es ebenfalls nicht (s.o. Ausbau der Infinitivsyntax). Die Erkenntnis, daß Dialekte die 'regelmäßigeren' bzw. 'natürlicheren' Sprachen sind, hatten schon die Junggrammatiker:

An dem Mangel ausnahmslos durchgreifender Lautgesetze bemerkt man recht klar, daß unsere Schriftsprache keine im Munde des Volkes lebendige Mundart, keine ungestörte Weiterentwicklung der älteren Sprachform ist. Unsere Volksmundarten pflegen sich als sprachlich höher ste-

<sup>19</sup> Eine bekannte syntaktische Eigenheit norddeutscher Sprecher ist das sog. Preposition-Stranding wie in (i). Dieses Phänomen fehlt bei süddeutschen Sprechern.

(i) *da* kann ich nichts *mit* anfangen

<sup>20</sup> Zu *weil*-Sätzen mit V/2-Stellung vgl. Günthner (1993), Keller (1993) und Wegener (1993), der Beispiel (6b) entnommen wurde. Bei Kollmer III ist das Verhältnis von V/E- und V/2-Stellung 77 zu 41.

hende, regelfestere Organismen der wissenschaftlichen Betrachtung darzustellen als die Schriftsprache. (Schleicher 1860: 170)

### 1.3. Exemplifizierung der Begriffe: Hochdeutsch vs. Dialekte

Bevor es zu terminologisch-trocken oder zu unübersichtlich wird, will ich ein konkretes Beispiel nennen, aus dem der tatsächlich nicht triviale Unterschied zwischen N1- und N2-Sprachen und deren Verhältnis zueinander erhellt. Die Ausbildung der Grammatik des Neuhochdeutschen vollzog sich in den hierfür entscheidenden Jahrhunderten, nämlich ca. 15.-18. Jahrhundert, als Schreibsprache und - wenn man von den Benutzern her argumentiert - als sekundär erworbene Gebrauchssprache. Das Nhd. war also über Jahrhunderte hinweg keinesfalls eine N1-Sprache, die von einer signifikant großen Zahl von Menschen im damaligen deutschsprachigen Gebiet als Erstsprache erworben worden wäre, es war eine *Sprache ohne Sprecher*. Peter v. Polenz (1991: 153) spricht - die neuere Forschung zusammenfassend - sogar von einem "teilweise künstliche[s](n) nhd. Sprachsystem". Selbst um 1800 wurde das Nhd. "wahrscheinlich nur von einer kleinen, vorrangig dem Bildungsbürgertum und dem Adel entstammenden Gesellschaftsgruppe aktiv gebraucht, darüber hinaus jedoch in weiten Kreisen nur passiv beherrscht" (Schmidt 1993: 134). Es ist zu vermuten, daß auch jene, die sich als Erwachsene aktiv des Hochdeutschen (schriftlich oder mündlich) bedienten, diese nicht als Muttersprache (d.i. N1-Sprache) erworben haben. Denn im 18. Jahrhundert haben z.B. selbst die gebildeten Eliten - die Träger der deutschen Schriftsprachen-Entwicklung - das Hochdeutsche noch "mit regionaler Lautung gesprochen" (v. Polenz 1994: 202):

Schiller hatte in Mannheim beim Vorlesen eines seiner Dramen Mißerfolg wegen seiner schwäbischen Aussprache. Ein Vortrag des Schweizers Lavater ist 1774 in Bad Ems kaum verstanden worden. Landschaftliche Aussprache nach der Herkunft ist auch von dem Schwaben Wieland, dem Ostpreußen Herder, dem Frankfurter Goethe bezeugt. Bei Goethe und Schiller finden sich regionalsprachlich bedingte unreine Reime wie *Philosophie : Müh, Götter : Blätter, Sträucher : Teiche, genug : Geruch, Ach neige, du Schmerzenseiche* [...] (v. Polenz 1994: 203)

Diese anekdotischen Berichte sind eine klare Evidenz dafür, daß die Sprech- und Schreibkompetenzen bei ein und denselben Leuten offenbar noch weitgehend getrennt waren. Zudem ist "gehobenes, überregionales Sprechen noch bis ins 19. Jh. nur von einer dünnen gebildeten Oberschicht, und auch nur in bestimmten ständisch, professionell und öffentlich relevanten Kommunikationssituationen beherrscht worden" (v. Polenz 1994: 225, Hervorh. von mir). Die dreifache Beschränkung des Nhd. auf eine (kleine, aber wichtige) soziale Gruppe und v.a. auf spezielle Kontexte mit irgendwie öffentlicher Relevanz sowie vorwiegend auf das schriftliche Medium zeigt eindrucksvoll, daß das Standardhochdeutsche um 1800 noch keine N1-Sprache war.

Wiesinger (1985) zufolge wurde im 17. und 18. Jahrhundert in Deutschland in allen Schichten Dialekt oder eine Umgangssprache gesprochen, die als Dialektvarietät zu gelten hat. Er verweist auf eine aufschlußreiche Notiz aus der *Jenaer Allgemeinen Litteratur Zeitung* von 1796, in der berichtet wird, daß in Hamburg selbst "die Kinder der Vornehmen

früher Plattdeutsch als Hochdeutsch lernen" (Wiesinger 1985: 1640). Hochdeutsch war also lange Zeit eindeutig keine N1-Sprache, die dem L1-Kriterium zu gehorchen gehabt hätte, sondern lediglich eine sekundär erworbene N2-Sprache.<sup>21</sup>

Um 1500 waren es gerade 1-4% der Gesamtbevölkerung (in Städten mehr als 5%), die lesen konnten (v. Polenz 1991: 131), so daß die Verbreitung des Nhd. anfänglich kaum ins Gewicht fiel. Zu Ende des Spätmittelalters verfügten "weit über 90 Prozent" der Bevölkerung nur über eine "Grundschicht regionaler gesprochener Sprache", die sie "im ‚natürlichen‘ (primären) Spracherwerb in Familie und alltäglicher lokaler/kleinregionaler Umgebung" (v. Polenz 1994: 200) erworben hatten. Die Tatsache, daß das Neuhochdeutsche als Schriftsprache entstand, die keine unmittelbare gesprochene Grundlage hatte, haben Sprachhistoriker immer wieder betont:

Wir haben früher dargestellt, wie sich ein neues Schriftdeutsch ausgebildet hatte, das mit keiner deutschen Mundart übereinstimmte. Niemand hatte anfangs dieses Deutsch gesprochen, und auch an seinen schriftlichen Gebrauch mußten sich die Zeitgenossen im Wechsel mehrerer Generationen erst allmählich gewöhnen (Eggers 1977: 56)

Obwohl fast nur Schreibsprache, war das Nhd. dennoch eine N2-Sprache, da es von denjenigen, die - bewußt und unbewußt<sup>22</sup> - an der Ausgestaltung des Nhd. beteiligt waren, aufgrund ihrer primär erworbenen N1-Grammatik geschaffen wurde. In der Forschung, die wie v. Polenz (1991: 116) neuerdings zunehmend die "Inkongruenz zwischen gesprochener und geschriebener Sprache" in der Geschichte des Nhd. betont, werden mehrere Wirkungsfaktoren (zum folgenden vgl. v. Polenz 1991: 180f.) für die Entwicklung des Nhd. angenommen, da die sog. "Aussonderungsentscheidungen" (Selektionen) der Beteiligten "weder willkürlich noch zufällig" waren. Faktoren sind sozio- bzw. geolinguistische Kategorien wie Geltungsareal, Geltungsgrad oder Geltungshöhe einer zur Frage stehenden Komponente, aber auch die "strukturelle Disposition (Festigkeit und Funktionalität innerhalb des betreffenden sprachlichen Teilsystems)" (v. Polenz 1991: 180). So richtig diese Annahmen auch bei den bewußten Aussonderungsentscheidungen sein mögen, berücksichtigen sie doch die unbewußten Interferenzerscheinungen nicht, die in Bereichen des sprachlichen Systems wie der Syntax, die dem bewußten Zugriff weniger bis kaum zugänglich sind, m.E. eine zentrale Rolle in der Konstituierung des Neuhochdeutschen gespielt haben. Das Neuhochdeutsche ist ungeachtet der Tatsache, daß es anfangs zunächst nur eine Schreibsprache gewesen ist, die anderen Entwicklungsbedingungen wie eine Sprechsprache gehorcht hat,<sup>23</sup> selbstverständlich auf der Grundlage der deutschen Dialekte

<sup>21</sup> Im 18. Jahrhundert gab es noch mehrere Schreibdialekte, cf. Wiesinger (1993).

<sup>22</sup> Dies waren zunächst v.a. Kanzleischreiber, nach 1500 zunehmend Drucker, Akademiker, Schriftsteller, Lehrer und Verfasser von Orthographien (cf. v. Polenz 1991: 181). Das 17. und 18. Jh. ist die Zeit der Grammatiker, die wie Johann Christoph Gottsched und Johann Christoph Adelung die Normierung der nhd. Grammatik vollenden und zusammen mit den Schriftstellern dem Nhd. eine wesentlich größere Verbreitung als in früheren Jahrhunderten verschaffen.

<sup>23</sup> So ist z.B. eine wichtige Funktion der Schrift, die Komplexitätsschwelle anzuheben, wodurch ungleich komplexere Konstruktionen als in der gesprochenen Sprache möglich werden. Zu diesen und anderen Aspekten des Mediums Schrift vgl. Eichinger (1995a, b, 1996). Zu bedenken ist auch, daß Schreiben und Lesen gegenüber dem Sprechen sekundäre Fähigkeiten sind, die sich anderer motorischer Kanäle (Schreiben) und Sinnesmodalitäten (Lesen) bedienen.

konstruiert worden. Die 'Gestalter' des Neuhochdeutschen waren Dialektsprecher, deren primär erworbene Grammatiken ihren Ausgestaltungsprozeß entscheidend und im Bereich der Syntax zumeist unbewußt beeinflußt haben.

Interferenzen mundartlicher Gegebenheiten in der schriftsprachlichen Praxis gab es im Frnhd. zahlreich und interessanterweise gerade auch bei Phänomenbereichen, die für eine Verschriftlichung nie in Frage kamen und somit als Garant für die Unbewußtheit der Vorgänge gelten können.<sup>24</sup> In Dialekten ist die Klitisierung pronominaler Elemente eine weitverbreitete Erscheinung (cf. Kapitel III), die zudem strengen syntaktischen Restriktionen unterliegt. Die Landestelle für die (schwachtonigen) Klitika ist die sog. Wackernackel-Position, die unmittelbar auf C° (d.i. V2- bzw. Komplementiererposition) folgt. Im Frnhd. zeigen sich bei den Schreibern Reflexe dieser Erscheinung, die sich zwar nicht durch verschriftete Klitisierung äußern, aber (1.) in Schreibvarianten, die sich aus den dialektalen Syntaxen erklären. So gibt es z.B. eine charakteristische Varianz zwischen *wir* und *wer*, *mir* und *mer* bzw. *dir* und *der*, die von der Art ist, daß die 'schwachtonigeren' Formen *wer*, *mer* bzw. *der* in der Regel nur in satzunbetonter Stellung auftauchen (vgl. *Grammatik des Frnhd.* VII: 36, 39, 56) und somit die enklitische Wackernackel-Position der Sprechsprachen widerspiegeln. (2.) ist im Frnhd. auffällig, daß die Ersparung des Subjektspronomens überhaupt möglich ist sowie signifikanterweise vorrangig bei der 2.Ps.Sg., und zwar "besonders häufig in Fällen, wo das Pronomen gewöhnlich [unmittelbar] nach dem Verb steht" (Ebert/Reichmann/Solms/Wegera 1993: 345). Die Verfasser vermuten schon richtig einen "lautlichen Schwund des enklitisch angelehnten *du*" (ebd.), doch ist dieser wohl eher im gesprochenen dialektalen Substrat zu lokalisieren als im 'Schriftdeutschen'. Dazu paßt auch, daß "häufiges enklitisches *-tu* [...] erst im 17. Jh. deutlich seltener" (Ebert/Reichmann/Solms/Wegera 1993: 212) in der Schrift verwendet wird. Erscheinungen wie die genannten legen den zwingenden Schluß nahe, daß bei der Ausgestaltung des Nhd. ebenso viele unbewußte Prozesse wie bewußte mit im Spiele waren (daß sie sich in diesen speziellen Fällen nicht durchgesetzt haben, demonstriert andererseits, daß bewußte Reflexion durchaus eine Rolle gespielt hat).

Der Einfluß der dialektalen Basis war vermutlich - um ein weiteres Beispiel anzuführen - auch ausschlaggebend für die Abfolgemöglichkeiten in dreigliedrigen Verbalkomplexen (cf. Fritz 1992). Während im modernen Standarddeutschen bei Aufeinandertreffen dreier Verben das Finitum die Endstellung einnehmen muß (cf. 8a), kann es in Dialekten - hier dem Schwäbischen - den Infinitiven auch vorangehen (cf. 8b, c):

- |      |                                     |
|------|-------------------------------------|
| (8a) | daß er ihn nicht kommen lassen will |
| (8b) | daß er den net will komme lasse     |
| (8c) | daß er den net komme lasse will     |

Untersuchungen zur Zeitungssprache im 17. Jh. haben gezeigt, daß im frühen Nhd. noch beide Abfolgen vorzufinden sind und daß es im Fall einer in Straßburg wöchentlich

<sup>24</sup> Für Dialektreflexe im Bereich der Schreibung zeigt dies deutlich Tauber (1993: 17ff.).

erscheinenden Zeitung wahrscheinlich ist, daß das Vorherrschen der Abfolge Finitum vor den beiden Infinitiven auf die elsässische Dialektgrundlage zurückgeht (cf. Fritz 1992).

Im Bereich der Syntax einer Sprache sind bewußt vorgenommene Normsetzungen, die es in der Geschichte des Nhd. häufig gab, sowieso etwas anders zu bewerten als in den Bereichen Wortschatz oder Phonologie, da hier intentionale Handlungen zumeist unbewußten Vorgaben des mundartlichen Substrats folgten, die Wahlfreiheit somit eingeschränkter war. Bewußte Aussonderungsentscheidungen im strikten Sinn waren - läßt man einmal soziolinguistische oder sonstige pragmatische Bedingungen außer acht - einerseits eine Konsequenz des schriftlichen Mediums: so dürfte die Tatsache, daß die in den Dialekten eminent wichtige Erscheinung der Klitisierung nicht übernommen wurde, dadurch erklärbar sein. Andererseits spielten aber auch logisch-stilistische Argumente eine Rolle (Stichworte: rhetorische Tradition, Humanismus etc.): Die Aussonderung der doppelten Negation aus dem Standarddeutschen, die es in allen deutschen Dialekten gibt und die in der Schriftsprache bis ins 18. Jh. zu finden ist, dürfte z.B. diesem Faktor geschuldet sein (vgl. Kapitel IV).

Mit der N1-N2-Sprachen-Distinktion ließen sich einige, bislang noch unzureichend verstandene Phänomene der Grammatik des Standarddeutschen erklären, wenn man die hier vorgetragenen Annahmen über die Entstehung des Nhd. akzeptiert, was unproblematisch sein dürfte, da sie den Konsens der germanistischen Forschungen zur deutschen Sprachgeschichte wiedergeben, und den fundamentalen Unterschied nachvollzieht, der zwischen gesprochenen (dialektalen oder zumindest dialektnahen) Varietäten des Deutschen (N1-Sprachen) und dem Schriftdeutschen (lange Zeit eine N2-Sprache) gemacht wird. Das bereits erwähnte Reis'sche Dilemma oder auch Aspekte der Pronominalsyntax wären u.a. geeignete Kandidaten.

## 2. Gegenstand und Methode

Die Dialektsyntaxen sind für die generative Grammatik das Untersuchungsgebiet par excellence, weil Mundarten per se N1-Sprachen sind und daher unmittelbare Derivate einer I-Sprache, "the object under investigation" (Chomsky 1986b: 22). Dialekte sind, wie Benincà (1989: 1) betont, einzigartige 'natürliche' Objekte, die sich völlig unberührt von teilweise extern motivierten Standardisierungs- und Normierungsprozessen entwickelt haben. Bei ihnen fehlt der semi-natürliche Sprachwandel vollkommen, sofern sie nicht wie einst der Londoner Stadtdialekt zufällig zu einer Standardsprache aufsteigen (Pinker 1996: 287). Sie können als Experimente 'in natura' betrachtet werden, an denen sich die Validität einer linguistischen Theorie, zumal der Syntax, zu beweisen hat. Folglich ist auch eine Syntax des Bairischen, wie hier versucht, für die generative Grammatik und nicht nur für die Dialektologie ein interessanter Gegenstand.

Es sind also insbesondere zwei Aspekte, die Dialektsyntaxen und -grammatiken auszeichnen: (1) sie sind das Produkt einer rein sprachinternen Entwicklung, und (2) sie wer-

den unter den natürlichen Bedingungen des Spracherwerbs erworben. Zu diesen Bedingungen gehören als fundamentale Gegebenheiten ein unvollständiges und partiell auch fehlerhaftes Sprachangebot und das Fehlen systematischer Instruktionen und Korrekturen von seiten der Erwachsenen (Bierwisch 1992: 11). Dialekte müssen daher so beschaffen sein, daß sie unter diesen ungünstigen Umständen erworben werden können.<sup>25</sup> Und da sie, wie empirisch leicht feststellbar ist, für Kinder eben erwerbbar sind, müssen sie regelmäßige und konsistente Systeme darstellen, die der Lernbarkeitserfordernis Genüge leisten (so neuerdings auch Werlen 1994: 54). So ist z.B. in einem Dialekt wie dem Bairischen die Kasusmarkierung in einem höheren Maße regelmäßig als im Hochdeutschen: in letzterem sind als Ausnahmen im Genitiv Sg. und im Dativ Pl. noch echte substantivische Kasusflexionen erhalten geblieben (Wurzel 1996: 507) (cf. 9a), während im Bairischen die isolierende Kasusmarkierung am Artikel nahezu vollständig durchgeführt ist (vgl. Kapitel II Abschnitt 2.2.1.). So existiert der Genitiv als Kasus nicht mehr, und auch die Markierung des Dativ Pl. erfolgt, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, am Artikel (cf. 9b).

- (9a) Ich gebe es den Kindern des Lehrers  
 (9b) I gib's de Kinda vom Lehra

Ein Kind, das Bairisch als Erstsprache erwirbt, muß folglich in diesem Grammatikabschnitt weniger Ausnahmen lernen als eines, das Hochdeutsch erwirbt.

Dialekte sind sowohl im Hinblick auf ihre historische Entwicklung als auch im Hinblick auf ihre Erwerbbarkeit natürliche Objekte. Diese zweifache Natürlichkeit macht die Dialekte zu so interessanten Untersuchungsgegenständen für die Linguistik und insbesondere auch für die Syntaxforschung. Die Reduzierung der Dialektsyntax auf die Syntax gesprochener Sprache und deren Erfordernisse (Löffler 1990: 124ff.), die in der Dialektologie lange Zeit eine ernsthafte Beschäftigung mit ihr verhindert hat, verkennt die Eigenständigkeit und Systematizität mundartlicher Grammatiksysteme. Neben den vielen syntaktischen Phänomenen, die nicht mit Erfordernissen einer Sprechsprache erklärt werden können (so auch A. Weiss 1984: 117) und die - beschränkt auf das Bairische - Gegenstand der folgenden Kapitel sind, spricht der N1-Charakter, also die Tatsache, daß sie Generation um Generation als Primärsprachen erworben wurden und werden, für die Selbst- und Vollständigkeit dialektaler Grammatiksysteme. Wie nämlich das Beispiel der Kreolsprachen besonders eindrücklich belegt, garantiert allein die Tatsache des Spracherwerbs, daß sprachlicher Input - selbst der defektesten Art wie bei Pidginsprachen - in eine vollständige Sprache verwandelt wird, deren Funktionalität in jeder Hinsicht optimal ist (Pinker 1996: 38-42).<sup>26</sup> Allein schon aus diesem Grund müssen also Dialekte vollständige und regelmäßige Sprachen sein.

<sup>25</sup> Diese Feststellung gilt nicht nur für Dialekte, sondern für alle N1-Sprachen. Die genannten Spracherwerbsbedingungen sind als empirische an sich theorieneutral, d.h. jede Theorie des Spracherwerbs muß sie als Fakten berücksichtigen.

<sup>26</sup> Ganz analoge Beobachtungen lassen sich an Gebärdensprachengemeinschaften machen (Pinker 1996: 42-46).

Daß Dialekte gesprochene Sprachen sind, ist in einem trivialen Sinne eine korrekte Feststellung, ebenso wie die Folgerung, daß sich aus dieser Tatsache verschiedene Eigenschaften ihrer Syntax ableiten lassen (vgl. zur Syntax gesprochener Sprachen z.B. Halford 1990). Die meisten Eigenschaften bedürfen aber einer Erklärung, die auf tiefere Ebenen der Grammatik und Syntax zurückgreift: so etwa die schon angesprochene Pronominalklise (s. Kapitel III), für deren Erklärung man ohne Rückgriff auf performanztheoretische, syntaktische und semantisch-pragmatische Aspekte nicht auskommt. Ein so fundamentales Phänomen wie die Stellung nominaler Verbkomplemente korreliert im Bairischen u.a. mit dem Kasussystem, es besteht m.a.W. sozusagen eine innige Verzahnung von Morphologie und Syntax. Die wirklich interessanten Phänomene lassen sich nicht mit dem Verweis auf die Sprechsprachlichkeit einer Sprache erläutern. Und das ist auch nicht verwunderlich, denn das Grammatiksystem einer Sprache hat letztlich nur einen einzigen Zweck, nämlich 'syntaktisch instrumentalisiert' zu werden. Das gesamte morphologische Inventar einer Sprache ist ja nicht Selbstzweck, sondern dient allein der Produktion von Sätzen. Wie Henn (1983: 1276) bereits bemerkte, ist Morphologieforschung ohne den syntaktischen Hintergrund nur sehr eingeschränkt möglich, weil sich z.B. Veränderungen oder intradialektale Varianz nicht immer phonologisch, sondern nur syntaktisch erklären lassen.

Schon aufgrund des L1-Kriteriums können Dialekte und ihre Sätze in keiner Weise defekt oder unsystematisch sein: Selbst auf den ersten Blick merkwürdige Erscheinungen wie die angeblich unlogische doppelte Negation haben eine wichtige Funktion im Gesamtsystem und sind keineswegs idiosynkratisch oder gar Indiz fehlender Intelligenz der sich ihr bedienenden Populationen. Wie in Kapitel IV dieser Arbeit dargelegt werden wird, ist gerade die doppelte Negation ein sehr subtiles, höchst komplexes und äußerst faszinierendes Instrumentarium, das bei der Abbildung der semantischen Struktur auf die syntaktische eine eminent wichtige Funktion inne hat, die - ohne vorab zuviel zu verraten - keine verstärkende ist. Die doppelte Negation ist ein so feinsinniges syntaktisches Mittel, daß man fast spekulieren möchte, sie sei von Logikern erfunden worden, setzt ihre Analyse doch Logikkenntnisse unabdingbar voraus.

Dialekte sind in jeder Hinsicht genauso leistungsfähig wie Standardsprachen und ihre Syntax als integraler und zentraler Bestandteil - jede Sprache äußert sich in Sätzen! - kann nicht nur auf den Aspekt reduziert werden, daß Dialekte gesprochene Sprachen sind, in deren Satzbau eine 'depravierte' Variante einer 'elaborierten'<sup>27</sup> Vorlage zu finden ist. Abgesehen davon, daß man in dieser Auffassung, salopp gesprochen, das Ei mit der Henne verwechselt (siehe Ausführungen in 1.3.), kann sie auch aus den eben genannten Gründen nicht zutreffend sein. Wenn Dialekte über eigenständige Grammatiken verfügen, was wohl keiner leugnen kann, dann haben sie auch eine Syntax, die dieser und nur dieser entspricht. Dialektsyntaktische Phänomene, die von der Standardsprache abweichen, sind systematische Abweichungen, d.h. durch ein unterschiedliches Grammatiksystem bewirkt und in diesem Sinne funktional. Sie sind damit in einem strikten Sinne auch gar keine Abweichungen, sondern schlicht Unterschiede.

---

<sup>27</sup> Man vergleiche zu dieser Problematik Labovs brillante Analyse des Black American English (Labov 1973, 1975).

Neben Regelmäßigkeit und Konsistenz zeichnen sich Dialekte durch Ökonomie aus. Diese Eigenschaft ergibt sich zum einen zwingend aus den Erfordernissen des Spracherwerbs: Da ein Kind seine Muttersprache unter extrem ungünstigen Bedingungen (s.o.) erlernt, muß der Lernaufwand minimal gehalten werden. Unabhängig vom Problem, ob eine angeborene UG oder ein Sprachinstinkt, wie ihn neuerdings Pinker (1996) postuliert, existiert oder nicht, wird der Lernaufwand zu einem beträchtlichen Teil dadurch verkleinert, daß die Ausnahmen nicht zu zahlreich sind, weil Ausnahmen immer separat gelernt werden müssen. Wenn wir das Beispiel der Artikelverwendung bei Eigennamen betrachten, das in Kapitel II Abschnitt 3.1. dargestellt ist, wird der avisierte Punkt deutlich: Im Bairischen wird jeder persönliche Eigenname, gleich welcher Klasse, mit dem definiten Artikel konstruiert. Ein Kind braucht also nichts Eigennamen-spezifisches zu lernen, da Eigennamen genauso wie alle übrigen Nomina grammatikalisiert sind (sie verhalten sich in vielem ebenso wie Massennomen). Wie sieht nun der Lernaufwand bei einem Kind aus, das Hochdeutsch als Erstsprache erwirbt: Es muß von selbst merken, ohne daß es wie in der Schule instruiert werden würde, daß Eigennamen manchmal ohne, manchmal auch mit Artikel verwendet werden (z.B. *Peter*, aber *die Donau*), daß bei Präsenz eines Attributs der Artikel obligatorisch ist (*der kluge Hans*) ebenso wie dann, wenn der Eigenname in der Position eines postnominalen Genitivs steht (*der Tod des Sokrates*). Das Kind muß also m.a.W. herausbekommen, daß Eigennamen eine nominale Sonderklasse darstellen und welches System ihrer Verwendung zugrundeliegt. Letzteres ist angesichts der skizzierten Datenlage vermutlich nicht möglich, so daß anzunehmen ist, daß die vier Verwendungsbedingungen schlicht als Sonderregeln gelernt und gespeichert werden müssen. Selbst wenn ein einzelnes Prinzip hinter der Eigennamenverwendung stünde, wäre der Lernaufwand größer als im Bairischen, weil es dann auf jeden Fall ein Eigennamen-spezifisches wäre. So zeigt sich unter der Perspektive des Spracherwerbs das Bairische in diesem Grammatikausschnitt weit ökonomischer als das Hochdeutsche. Wie schon bei der Kasusmarkierung haben wir auch hier ein Segment, indem es leichter ist, Bairisch zu lernen als Deutsch.

Doch auch noch in anderer Hinsicht muß ein Dialekt ökonomisch sein. Er ist als eine gesprochene Sprache ein Kompromiß zwischen Sprechern und Hörern (Pinker 1996: 207ff.).<sup>28</sup> Sprecher tendieren z.B. auf der phonologischen Ebene zur Sparsamkeit, um den artikulatorischen Bewegungsaufwand einzugrenzen.<sup>29</sup> Doch darf dabei eine bestimmte Schwelle nicht überschritten werden, weil sonst die Äußerung unverständlich würde. Den Erfordernissen des Hörers entspricht daher ein gewisses Maß an Explizitheit und sogar Redundanz, um die Verstehbarkeit zu ermöglichen und zu erleichtern. Man darf annehmen, daß jeder Dialekt ein Kompromiß der ökonomischen Art ist, der den Bedürfnissen des Sprechers und des Hörers angemessen Rechnung trägt. Am offensichtlichsten sind

<sup>28</sup> Man sollte die Trennung von Sprecher und Hörer nicht zu wörtlich nehmen, da jeder sich selbst beim Reden hört und sich, so ist anzunehmen, auch selbst verstehen will. Außerdem gibt es eine über den Gehörsinn vermittelte, interne Artikulationskontrolle (Pompino-Marschall 1995: 73).

<sup>29</sup> Viele lautliche Reduktionen sind jedoch keine artikulatorischen Vereinfachungen: so sind die artikulatorischen Anforderungen etwa bei *miasad'e'da* wesentlich komplexer als bei *mußte ich dir*. Jede lautliche Reduktion muß also nicht aus einer 'Mundfaulheit' resultieren!

solche Kompromisse auf der phonologischen Ebene, doch sie lassen sich auch im syntaktischen Bereich beobachten. So ist z.B. im Bairischen eine recht extreme Formenreduktion bei den Artikeln im Sg.mask. gegeben (cf. Kapitel II Abschnitt 2.1.1.), die zumindest partiell auf die angesprochene Tendenz zur Sprecherleichterung zurückzuführen ist. Im Extremfall kann eine NP vier verschiedene Bedeutungen haben, wie in (10) dargestellt, weil die Formen des definiten und indefiniten Artikels im Dativ und Akkusativ gleich lauten:

- (10) (a)n Hund  
 1. dem Hund  
 2. den Hund  
 3. einem Hund  
 4. einen Hund

Dies stellte den Hörer vor eine schwierige Verständnishürde, gäbe es nicht einen Ausgleich in einem anderen Bereich. Im konkreten Fall ist es so, daß die Wortstellung auf der Folie der Thema-Rhema-Gliederung die Interpretation eines Satzes wie (11a) eindeutig festlegt, d.h. garantiert, daß der Satz als (11b) und nicht als (11c) verstanden wird. Eine Inversion der Objekte wie in (12a) hat demgemäß zur Folge, daß der Satz eine andere Bedeutung hat, obwohl außer der Umstellung nichts verändert wurde (cf. 12b vs. c).

- (11a) I hob an Hund an Knochn geem  
 (11b) Ich habe dem Hund einen Knochen gegeben  
 (11c) \*Ich habe dem Hund den Knochen gegeben
- (12a) I hob an Knochn an Hund geem  
 (12b) Ich habe den Knochen dem Hund gegeben  
 (12c) \*Ich habe den Knochen einem Hund gegeben

Da ein Disambiguierungsmittel existiert, ist die Reduktion der Artikelformen bis zur Nichtunterscheidbarkeit erlaubt, obwohl sie die alleinigen Kasusmarker sind. Auf seiten des Hörers sind damit keine zusätzlichen Verständnisschwierigkeiten und auch kein Mehraufwand verbunden, da Wortstellung und Thema-Rhema-Gliederung unabhängig davon zur Kompetenz gehören müssen.

Ökonomie und Komplexitätsbeschränkungen sind ebenso auch durch die eingeschränkte Kapazität unserer Sprachverarbeitungsprozesse geboten. Da unser Arbeitsgedächtnis auf die magische Sieben festgelegt ist, die in der Regel nur um zwei Einheiten überschritten werden kann (Pinker 1996: 233), ergeben sich einige Mechanismen zur Entlastung des Gedächtnisses. Das von Behagel her bekannte 'Gesetz der schweren Glieder' z.B. ist hier zu nennen: daß Präpositionalphrasen, Relativ- und Komplementsätze etc. gerne ins Nachfeld verschoben werden, ist performanztechnisch gesehen die beste Lösung, die an Hörer und Sprecher die geringsten Anforderungen stellt (siehe Kapitel II Abschnitt 2.2.3.). Was auf den ersten Blick als willkürlich oder als Regellosigkeit bzw. -verstoß erscheinen mag, kann im konkreten Beispiel durchaus mit guten psycholinguistischen Argumenten erklärt werden.

Dialekte sind also aufgrund ihres N1-Charakters vollständige, regelmäßige, konsistente und ökonomische Sprachsysteme und nicht defekte, irreguläre, widersprüchliche Systeme voller Redundanzen. Wären sie letzteres tatsächlich, wären sie nicht unter den gegebenen Bedingungen des Primärspracherwerbs erlernbar. Aber sie sind, wie die Realität beweist, erlernbar.

Der Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist die Syntax des Bairischen, die unter den eben explizierten Prämissen und Vorgaben untersucht wird. Als theoretisches Paradigma dient die Prinzipien- und Parameter-Theorie, die von Chomsky (1981; 1986a; vgl. auch Chomsky/Lasnik 1993) u.a. entwickelt wurde. Auf eine einführende Skizze der Theorie wurde aus Platzgründen verzichtet.<sup>30</sup>

Ähnlich wie die Studie von Haegeman (1992) zum Westflämischen verfolgt meine Arbeit vorrangig zwei Ziele: (1) als Voraussetzung und Basis theoretischer Überlegungen mußte eine breite, einigermaßen systematisch erarbeitete empirische Grundlage geschaffen werden, die (2) dazu genutzt werden soll, die Tragfähigkeit der Theorie zu erproben, auszuloten, ihre Grenzen aufzuzeigen und zu erweitern. Ich hoffe, mit meiner Arbeit zeigen zu können, daß nur die Beschäftigung mit natürlichen Sprachen wie eben einem Dialekt Resultate erbringt, welche die Theorie der natürlichen Sprache voranbringen. "I hope that this book will convince the reader that the dialect is of importance for the linguist and that GB Theory provides us with interesting means of looking at the data at hand" (Haegeman 1992: xiii).

Der Nutzen einer Dialektsyntax für eine Grammatiktheorie, die sich wie die generative als Theorie der natürlichen Sprachen versteht, liegt auf der Hand und muß nach dem im vorhergehenden Erörterten wohl nicht extra begründet werden. Viele der interessantesten Erscheinungen sind eben nur in Dialekten anzutreffen: Ich darf an dieser Stelle nur an die doppelte Negation erinnern, die für jede Grammatiktheorie eine ernste Herausforderung darstellen muß und einen der faszinierendsten Untersuchungsgegenstände bildet. Würde man sich nur mit dem Hochdeutschen befassen, käme sie nie in den Blick.

In der generativen Grammatik ist die Intuition eines kompetenten Sprechers, zumeist des betreffenden Linguisten selbst, immer noch das hauptsächliche Arbeitsinstrument zur Datengewinnung (Chomsky 1986b: 36ff.; Fanselow/Felix 1987 I,101; Haegeman 1992: xiii). Von seiten der Dialektologie hat erst kürzlich (Werlen 1994), der sich selbst als nicht generativer Grammatiker versteht, darauf hingewiesen, daß Grammatikalitätsurteile kompetenter Sprecher in der Erforschung der Dialektsyntax die einzig sinnvolle Methode darstellen und daß Feldforscher, die Informanten konstruierte Sätze vorlegen und sie fragen, ob man die Sätze so verwenden könne, im Grunde nichts anderes tun, weil sie damit ebenso an die Kompetenz von Muttersprachlern appellieren. Im Grunde ist der Unterschied zwischen generativer und traditioneller Methode geringer als man meinen könnte.

Dieses Verfahren wurde auch in dieser Arbeit eingesetzt, da der Verfasser Muttersprachler des Bairischen ist (geboren in Kaußing, Gde. Lalling, Lkr. Deggendorf; Nieder-

---

<sup>30</sup> Überblicksdarstellungen sind Fanselow/Felix (1987), Haegeman (1991; 1994) oder Stechow/Sternefeld (1988); ausführlichere Ausarbeitungen für das Deutsche sind Grewendorf (1988) und Haider (1993), wobei insbesondere Haider eine individuell-selbständige Theorie vorgelegt hat.

bayern). Da aber Intuitionen, wie Nagata (1988) in einem Wiederholungs-Experiment nachweisen konnte, sehr stark von den jeweiligen Kontextbedingungen abhängen, sind Eigenintuitionen keine absolut zuverlässigen Meßinstrumente. Daher ist es nötig, diese durch die Intuitionen von Gewährsleuten zu ergänzen, um mögliche Fehler aufgrund eigener theoretischer Vorerwartungen aufzufangen. Aus diesem Grunde sind die in dieser Arbeit als grammatisch präsentierten Daten in der Regel durch etwa 10 Gewährsleute abgesichert. Es versteht sich von selbst, daß bei einfacheren, unkontroversen Sätzen auf dieses Verfahren verzichtet wurde. Zudem wurden natürlich einschlägige Quellen (z.B. umfangreiche Textsammlungen wie Kollmer III und Haller I-IV) und linguistische Arbeiten systematisch ausgewertet: dies war z.B. für die Bearbeitung der Infinitivsyntax (Kapitel V) unerlässlich, weil sich hier derzeit ein Sprachwandel vollzieht, so daß eigene Intuitionen - nicht in allen Bereichen, aber in diesem speziellen Fall - erst auf der Basis sprachhistorischer Befunde linguistisch richtig gedeutet werden können. Das Datenmaterial wurde also mit drei Methoden erarbeitet: mit Eigen- und Fremdintuitionen sowie einem Textkorpus.<sup>31</sup> Die starke empirische Ausrichtung ist nicht zuletzt der eher dürftigen Forschungssituation (s.u.) geschuldet: Es konnte deswegen nicht auf bereits Erarbeitetes zurückgegriffen werden. Die nicht unwillkommene Folge davon ist nun, daß sich in der vorliegenden Arbeit zahlreiches neues Material findet, das auch nicht generativ arbeitende Dialektologen bzw. Syntaxforscher interessieren müßte.

Die in dieser Arbeit primär erfaßte Varietät des Bairischen ist eine mittelbairische, die im Bayerischen Wald und angrenzenden Gebieten gesprochen wird und die die Muttersprache des Verfassers ist. Zur dialektgeographischen Einordnung sehe man Zehetner (1985), eine Grammatik bietet Kollmer I, den ich gerne und mit Gewinn benutzt habe. Da aber auch Monographien zu anderen Varietäten oder zum Gesamtbairischen (z.B. Eckner 1973; Merkle 1990; Schiepek 1899, 1908; Schmeller 1821; Ströbel 1970; Zehetner 1985) sowie Spezialliteratur berücksichtigt wurde, können die Ergebnisse durchaus generellere Gültigkeit beanspruchen. Und für viele Phänomene wie z.B. die doppelte Negation, für die hier erstmals eine Erklärung vorgelegt wird, die diesen Namen auch verdient, gilt ein gesamtbairischer Status sowieso nicht als zweifelhaft. Allgemein gilt wohl auch, daß im Bereich der Syntax weniger diatopische Varianz feststellbar ist als beim Wortschatz oder bei der Lautgestalt (A. Weiß 1984). Natürlich gibt es auch areal eingrenzbar, für die Syntaxgeographie dann nutzbare Unterschiede, doch sind diese häufig derart, daß ein Lexem wie das Phasenverb *ansfangen* in manchen Gegenden als Modalverb grammatikalisiert ist, also einen reinen Infinitiv selegiert (*schneien ansfangen*), in anderen Gegenden aber als Kontrollverb, das einen *zum*-Infinitiv erfordert (*zum schneien ansfangen*) (Beispiel aus Tatzreiter 1989). Diese intradialektalen Differenzen betreffen somit nur die Peripherie der Grammatik, der Kern selbst dürfte gesamtbairisch zum überwiegenden Teil invariant sein.

---

<sup>31</sup> Werlen (1994: 52) merkt zurecht an, daß sich die Korpusanalyse eher für Bereiche mit kleinen und geschlossenen Inventaren eignet, also für Phonologie, Morphologie oder Wortschatz. Für die kreativen Bereiche wie Syntax und (partiell) Wortbildung erlaubt sie dagegen nur einen eingeschränkten Zugriff.